

Predigt zu Apostelgeschichte 3,1-10

(12. Sonntag nach Trinitatis, 7. September 2025,
Auferstehungskirche Mainz, Anne Schumann)

Als ich mich mit diesem Predigttext beschäftigte, hatte ich ständig ein Kinderlied im Kopf, so einen richtigen Ohrwurm und mit Bewegungen. „Und er ging und er sprang und er lobte Gott“ – ein kleines, frommes Lied, das ich vor gefühlt 100 Jahren wohl in der Jungschar gelernt habe und das die Geschichte von der Heilung des gelähmten Bettlers nacherzählt. Und ehrlich gesagt, war dieses Lied aus längst vergangenen Zeiten auch symptomatisch für meinen Blick auf den Bibeltext. Petrus tut ein Wunder, er heilt einen Menschen, so, wie Jesus das tat – ist ja schön, aber ist eben auch sehr lange her und hat mit mir heute nicht allzuviel zu tun, wie eine Geschichte aus Kindertagen. Da kann man sich vielleicht noch kluge Gedanken über psychosomatische Effekte machen und darüber, wie man behinderten Menschen auf Augenhöhe begegnet, aber irgendwie bleibt doch das nagende Gefühl, dass mein Leben und mein Glaube heute von dieser Geschichte ziemlich weit weg sind. Und was machen wir jetzt damit?

Wenn es eher schwierig ist, dieser Geschichte nahe zu kommen, dann versuchen wir es doch einfach andersherum: Gehen wir doch mal bewusst auf Distanz und gucken, was dann passiert. Das Motto lautet also: Abstand halten!

Ich gehe auf Abstand, denn ich bin nicht Petrus. Ich lebe im 21. Jahrhundert in Mitteleuropa in einer funktionierenden Demokratie und nicht im 1. Jahrhundert, nicht im Nahen Osten und nicht unter einer brutalen Besatzungsmacht. Ich bin kein Fischer, sondern eine Lehrerin. Ich hatte keine Begegnung mit einem Wanderprediger, die mich dazu gebracht hätte, meinen Beruf an den Nagel zu hängen und jahrelang mit ihm durchs Land zu ziehen. Ich war noch nie in meinem Leben wohnungslos.

Ich war nicht dabei, als Jesus predigte und heilte. Ich habe nicht mit ihm gegessen. Ich habe seine Stimme nicht gehört und sein Lächeln nie gesehen, ich kenne seine Körpersprache nicht, seinen Gang, seine typischen Gesten. Ich habe ihn nicht sterben sehen und mir ist der Auferstandene nie erschienen. Ich gehöre zu einer Kirchengemeinde, aber nicht zu einer Lebensgemeinschaft ohne Privatbesitz, die sich in einer permanenten Bedrohungslage befindet. Und schließlich käme ich im Traum nicht auf den Gedanken, einem schwerbehinderten Menschen sofortige Heilung zuzusagen. Ich bin nicht Petrus.

Und ich bin auch nicht der Gelähmte. Ich kann mir nicht vorstellen, in einem Land aufzuwachsen, in dem es weder orthopädischen Kliniken noch Rollstühle gibt. Ich weiß nicht, was es mit einem erwachsenen Menschen macht,

wenn alle anderen sich frei bewegen können und er selbst sich mit den Armen vom Bett zum Tisch, zur Toilette, vor die Tür und wieder zurück stemmen muss und für jeden längeren Weg ein paar Träger braucht. Ich habe noch nie vor dem Eingang eines öffentlichen Gebäudes sitzen und die Vorübergehenden anbetteln müssen, um mich zu ernähren. Und ich habe auch noch nie erlebt, dass mein Leben von einer Sekunde zur nächsten dermaßen radikal zum Positiven verändert wurde. Ich bin noch nie wie ein Gummiball herumgesprungen und habe dabei das Lob Gottes herausgebrüllt. Ich bin nicht der Gelähmte.

Aber irgendwie wäre es doch cool, diese Erfahrungen gemacht zu haben. Es wäre doch cool, Jesus persönlich gekannt zu haben, die Bergpredigt im Original gehört zu haben, bei der Speisung der 5000 körbeweise Essensreste eingesammelt zu haben. Um nichts in der Welt wollte ich bei einer Kreuzigung dabei sein, aber den Auferstandenen frühmorgens im Garten zu treffen.... Und miterlebt zu haben, wie Jesus einen Gelähmten heilte, und dann selber genau die gleiche Kraft zu spüren, nämlich einen gelähmten Menschen aufstehen und gehen zu lassen und zu wissen: Gott hat das durch mich bewirkt – wäre das nicht cool? Oder der Gelähmte zu sein und zu wissen: Gott hat das für mich getan, ein echtes Wunder, extra für mich?

Doch, es wäre cool. Es wäre Gold wert. Und jetzt geht es mir doch wie Petrus: „Silber und Gold habe ich nicht.“ Petrus kennt seine Grenzen. Er ist kein reicher Mann, und wenn ein Bettler ihn erwartungsfroh anschaut, dann muss er ihm leere Taschen zeigen. Ich hingegen bin finanziell abgesichert und mir tut eine kleine Spende nicht weh, aber bestimmte Erfahrungen des Glaubens kann ich nicht vorweisen. Zum einen wegen des zeitlichen Abstands, aber auch, weil mein Leben viel zu sehr in konventionellen Bahnen verläuft. Silber und Gold des Glaubens habe ich nicht – ich nehme die Bibel nicht einfach so für bare Münze, denn ich kann nicht hinter die Aufklärung zurück. Ich habe nicht den Glanz eines ungebrochenen Gottvertrauens. Mein persönlicher Weg mit Gott funktelt nicht wie ein großes Abenteuer. Das Feuer dieser allerersten Christen, die vor vielleicht einem Vierteljahr die Auferstehung Jesu erlebt hatten und Pfingsten vor gerade mal drei Wochen, dieses Feuer des Glaubens ist nicht meins. Silber und Gold habe ich nicht.

Petrus hat zu wenig Geld und ich hab zu wenig Glauben. Und beide sind wir konfrontiert mit Menschen, die uns erwartungsvoll anschauen. Familienmitglieder, Freunde und Nachbarn, Kolleginnen und Vorgesetzte, Schüler, Patientinnen, Kunden, Mitarbeiterinnen und Dienstleister, Menschen, denen wir zufällig begegnen, und solche, mit denen wir Tag für Tag zu tun haben – es sind so viele, die unsere Kraft, unsere Liebe, unsere Zeit, unser Gebet und unsere Freundlichkeit brauchen, und manchmal auch

mehr als das, nämlich Trost und Heilung an Leib und Seele. Wahrscheinlich war ganz Jerusalem voll mit Bettlern und an allen Tempeltoren saßen sie mit ausgestreckten Händen und bittendem Blick. Silber und Gold habe ich nicht.

Die Jünger haben gerade erst Ostern und Pfingsten erlebt. Jesus ist auferstanden, das Reich Gottes bricht jetzt an, der Heilige Geist ist ausgegossen über sie – und trotzdem läuft Petrus nicht von Tempeltor zu Tempeltor und heilt links und rechts alle, die da sitzen. Petrus und Johannes sind stattdessen unterwegs zum Nachmittagsgebet. Sie verlassen sich nicht darauf, dass die großartigen Erfahrungen, die sie mit Jesus gemacht haben, für die nächsten zehn Jahre reichen oder auch nur für die nächste Woche. Sie suchen das Gespräch mit Gott, sie wollen Lob und Dank, Klage und Frage und Bitte zu ihm bringen, und zwar nicht nur persönlich, sondern in der Gemeinschaft. Und dazu nutzen sie die Strukturen, die ihnen ihr Aufenthaltsort gerade bietet, nämlich einen heiligen Ort und eine feste Uhrzeit. Sie erfinden das Rad nicht neu und entwickeln keine Formen für eine andere Spiritualität. Sie gehen einfach nur beten.

Ich glaube, dass alles Weitere, was in dieser Geschichte passiert, genau deshalb passieren konnte, weil die beiden sozusagen in Richtung Gott unterwegs waren, weil sie geöffnete Herzen hatten. Ich glaube, das macht einen großen Unterschied für unsere Wahrnehmung anderer Menschen und für die Wahrnehmung unserer Aufgaben überhaupt, ob wir bewusst und regelmäßig Gottes Nähe suchen. Ich glaube, dass Gott Impulse setzen kann und setzt, wenn wir dafür offen sind, und dass wir ein Gespür dafür geschenkt bekommen, wo wir tatsächlich gebraucht werden und wo nicht. Das ist bestimmt kein Automatismus, es ist wohl mehr so ein Einschwingen, vielleicht so eine Art Blickkontakt zu Gott. In Psalm 32 heißt es: „Ich will dich mit meinen Augen leiten.“ Gott zerrt uns nicht am Strick und brüllt uns nicht an. Gott liebt die leisen Töne.

Petrus wird aufmerksam. „Eine milde Gabe, bitte!“ – das hatte er bestimmt schon ein Dutzend Mal gehört an diesem Tag, hundert Mal in dieser Woche. 90 Prozent der Bevölkerung von Jerusalem lebte unter dem Existenzminimum; die ganze Stadt war voller Bettler. Aber Petrus steht an der Schwelle des Tempels, sein Herz, seine Ohren und seine Augen sind schon ausgerichtet auf Gott hin. Und so spürt er, dass er hier, genau hier und von diesem einen Menschen, auf eine ganz neue Art gebraucht wird. Es wird nirgends erzählt, dass er vorher schon einmal jemanden geheilt hätte, das ist auch für ihn Neuland. Und trotzdem wird ihm in diesem Augenblick eine innere Klarheit geschenkt, was jetzt sein Auftrag ist.

Vielleicht habe ich das schon einmal erlebt: ein bestimmter Moment, in dem ich wusste, plötzlich ganz sicher wusste, was genau ich zu sagen und zu tun hatte, ein Gespräch mit einem Menschen in höchster Not, in dem mir jedes einzelne Wort geschenkt wurde. Im Markusevangelium ermahnt Jesus seine Jünger, sich vor Gerichtsverhandlungen keine Sorgen zu machen, denn der Heilige Geist selbst werde ihnen in solchen Situationen die richtigen Worte eingeben. Diese Zusage Jesu zeigt aber auch: Das ist eben nicht der geistliche Standard. Der Heilige Geist schreibt uns nicht das Manuskript für den Alltag, das wir dann nur abzulesen bräuchten. Und wenn wir im Neuen Testament weiter lesen, entdecken wir schnell, dass auch Petrus gelegentlich Unsinn redet und tut. Das ändert aber nichts daran, dass Gott uns solche besonderen Momente der großen inneren Klarheit schenken kann.

Die Bedürftigkeit dieses Menschen, der da am Boden sitzt und Petrus und Johannes anschaut, übersteigt jedes Maß. Selbst wenn sie Millionäre wären, könnten sie diese existentielle Not nur lindern, aber nicht stillen. Es kann sehr bitter sein, sich das einzugestehen, vor allem, wenn es ein geliebter Mensch ist, der im Elend sitzt: Mit meinen Möglichkeiten kann ich diesem Menschen nicht helfen. Die Hilfe, die er sich von mir erhofft, kann ich einfach nicht leisten. Eine herbe Enttäuschung für alle Beteiligten.

Petrus aber bleibt nicht bei seiner eigenen Armut und Unfähigkeit stehen, er starrt nicht auf seine Defizite. „Silber und Gold habe ich nicht – was ich aber habe, das gebe ich dir im Namen Jesu Christi.“ Petrus ist nicht dafür verantwortlich zu entscheiden, was Gott schenken will. Er gibt nur weiter. Und ich kann auch geben, nämlich weitergeben, was ich selbst von Gott bekommen habe. Wenn ich etwas im Namen eines anderen weitergebe, bin ich letztlich nicht für Art und Umfang verantwortlich. Ich habe einen begrenzten Auftrag und den erfülle ich. Wenn meine Chefin mich beauftragt, einem Gastreferenten in ihrem Namen eine Flasche Wein zu überreichen, dann soll das keine ganze Kiste sein, die steht mir dann nämlich gar nicht zur Verfügung. Und es ist auch nicht meine Aufgabe, mich zu grämen, weil die eine Flasche doch so armselig aussieht und keine ganze Abendgesellschaft glücklich macht. Ich handle nicht im eigenen Namen und nicht auf eigene Rechnung.

Was ich habe – nur das – an Zeit, an Geld, an Weisheit, an Liebe, an praktischen Fähigkeiten – das gebe ich dir im Namen Jesu Christi, in seinem Namen und Auftrag und auf seine Rechnung. Und was ich nicht bekommen habe, das soll ich auch nicht weitergeben, das ist nicht mein Auftrag. Diese Begrenzung entlastet und befreit. Und dann kann ich mich auch von Herzen freuen über meinen ganz kleinen Beitrag: Ich bin daran beteiligt, das Reich Gottes in die Welt zu bringen.